

## » Die Jury der Evangelischen Filmarbeit empfiehlt

### Jahrhundertfrauen

USA 2016  
Regie: Mike Mills

1979 im kalifornischen Santa Barbara: Dorothea ist Mitte 50 und alleinerziehende Mutter des 15-jährigen Jamie. Sie arbeitet als Zeichnerin in einem Architekturbüro voller Männer, mit denen sie nicht ausgehen will. In ihrem großen Haus hat sie ein Zimmer an die Fotografin und Punkerin Abbie vermietet, die wegen einer Krebsdiagnose aus New York geflohen ist. Auch der Ex-Hippie William nutzt ein Zimmer, renoviert das Haus und repariert Autos. Die 17-jährige Nachbarin Julie verbindet eine platonische Freundschaft mit Jamie. Diese Hausgemeinschaft beeinflusst die Entwicklung Jamies, der auf der Suche nach seinem eigenen Ort ist. Er muss sich mit den Erfahrungen der Mutter, dem Feminismus Abbies, den Vorstellungen von Sexualität und Schwangerschaft bei Julie und der passiven Freundlichkeit Williams auseinandersetzen. Nichts mehr scheint selbstverständlich, denn wie bisher geht es nicht weiter. Wo und wie findet Jamie das Vertrauen, das seinem Leben Orientierung gibt?



Wie unter einem Brennglas kommen in dem Film drei Frauengenerationen zusammen, die einen grundlegenden Umbruch der Geschlechterbeziehungen signalisieren. Die traditionellen Wertvorstellungen der Müttergeneration, die Protesthaltung der „Baby-Boomer“ und die individuelle Freiheit der „Generation X“ treffen in den Frauenfiguren aufeinander und machen die gesellschaftliche Vertrauenskrise, von der US-Präsident Carter 1979 in einer berühmten Rede spricht, zur persönlichen Erfahrung. Der autobiografisch grundierte Film wirkt durch seinen Humor, die Konkretheit im Detail und die schauspielerischen Leistungen, in denen die widersprüchlichen Gefühle und Lebensansprüche lebendig werden. Was es heißt, eine unabhängige Frau zu sein und was dies für die Männer bedeutet, ist die offene Frage in einer Gesellschaft gleichberechtigter Miteinanders. Charakteristisch für die Krise sind der Abschied von Vertrautem und der Blick in eine unbekannte Zukunft, die auch den Tod einschließt.

### Life, Animated

USA 2015  
Regie: Roger Ross Williams

Mit drei Jahren hört Owen plötzlich auf zu sprechen. Für die Eltern ist es, als sei ihr Kind „entführt“ worden. Die Diagnose: eine schwerwiegende Entwicklungsstörung – Autismus. Die Familie Suskind, die glücklicherweise gut situiert ist, lässt sich beraten, sucht Therapiemöglichkeiten für ihren zweitgeborenen Sohn. Doch Owen schweigt, niemand scheint zu ihm durchzudringen. Bis er eines Tages ein paar seltsame Silben von sich gibt: einen Satzketzen aus einem Zeichentrickfilm. Die gefühlvollen Märchen und Musicals der Firma Disney werden für die Familie zum Mittel der Verständigung; Owen helfen sie dabei, sich über seine Bedürfnisse klar zu werden und eine als chaotisch empfundene Umwelt gedanklich zu ordnen. Er lernt sprechen, lesen, schreiben, zeichnet Bilder Geschichten, die das Disney-Universum erweitern, und findet Freunde. Mit Anfang 20 fühlt er sich sicher genug, in ein betreutes Wohnprojekt zu ziehen und einen Job anzunehmen – in einem Kino.



Autismus mag nicht „heilbar“ sein. Aber es gibt Unterschiede in der Lebensqualität für die Betroffenen und ihre Angehörigen. „Life, Animated“ von Roger Ross Williams erzählt die Geschichte der amerikanischen Familie Suskind in einem lockeren, aber pointierten Mix aus Interviews, alten Familienvideos und animierten Szenen, die Owens eigene Comics nachempfinden und umranken. Das ergibt am Ende keine Fallstudie, sondern weist weit über die besondere Situation der Suskinds hinaus. Hinter der scheinbar naiven, manischen Filmleidenschaft des Autisten verbirgt sich eine Alltagspraxis: Es zeigt sich an Owens Beispiel, wie Zuschauer oder Leser Kultur selbst in der Form der „Unterhaltungsware“ dazu nutzen, das eigene Leben zu deuten, wie sie die Fiktionen von Kino, Comic, Literatur mit ihrer persönlichen Erfahrung vermitteln. Die Inszenierung des Films nimmt in ihrem gefühlvollen, zugewandten und ermutigenden Gestus dieses Thema auf: als wolle sie uns fragen, ob wir bereit sind, uns rühren zu lassen.

### Der Tod von Ludwig XIV.

Frankreich, Spanien, Portugal 2017  
Regie: Albert Serra  
Preise: Silberner Bär (Beste Regie), Berlinale 2017

Der „Sonnenkönig“ Ludwig der XIV. liegt im Sterben. Im August 1715 erkrankt er an Wundbrand im linken Bein. Die Diagnose der Ärzte des Hofes ist falsch, sein Zustand verschlechtert sich von Tag zu Tag. Alle Behandlungsversuche sind erfolglos. Der Repräsentant absoluter Macht, von dem der Ausspruch „Der Staat bin ich“ stammt, ist immer weniger in der Lage, die politischen Geschäfte zu führen. Umgeben von Hofbeamten und Ärzten kann er das Bett nicht mehr verlassen. Die Amputation seines Beines lehnt er ab, obwohl sein erster Chirurg eine Gewebsnekrose diagnostiziert hat. Er beginnt, sich in christlicher Tradition auf seinen Tod vorzubereiten und legt die Beichte ab. Schließlich empfängt er die Sterbekommunion und letzte Ölung durch den Großkaplan von Frankreich. Seinem Urenkel, dem späteren Ludwig XV., gibt er letzte Ratschläge mit auf den Weg. Auch der Rettungsversuch eines selbsternannten „Wunderheilers“ scheitert. Der König fällt ins Koma und stirbt. Die Ärzte obduzieren seine Leiche.



Der Film porträtiert das Sterben der bedeutendsten Figur des französischen Absolutismus. Auch die Sonne des „Sonnenkönigs“ geht unter, ihr Lauf ist begrenzt. Dennoch dominiert der Sterbende nahezu jede Einstellung: seine Mimik und Gestik, seine langsamen Bewegungen, der vom Fieber gezeichnete Körper und die schwächer werdende Sprache stehen im Zentrum der Aufmerksamkeit. Jean Pierre Léaud spielt Ludwig XIV. mit einer Intensität, die seinem Dahinschwenden eine ungeheure Wirkung verleiht. An der Macht hat der König immer weniger teil, aber noch ist er die absolute Bezugsgröße. Im Wechselspiel von Nähe und Distanz wird das Publikum in eine Reflexion über das Verhältnis von Biologie und Kultur, von Körperlichkeit und Bildlichkeit hineingezogen. Angesichts des absolutistischen Machtanspruchs, der sich für allmächtig, ja geradezu gottgleich hält, tritt die Endlichkeit des Lebens umso stärker hervor. Wie es im Psalm heißt: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden“.